

Epiphantias-Empfang

8. Januar 2018, 17:00 Uhr in St. Johannis, Lüneburg

Maria Loheide
Vorstand Sozialpolitik
Diakonie Deutschland

Es gilt das gesprochene Wort!

Sehr geehrte Damen und Herren,

Caspar, Melchior und Baltasar, drei Sterndeuter, die sich auf den Weg machen, um eine „Epiphanie“ zu finden, eine Erscheinung, die Erscheinung Gottes unter den Menschen, die Menschwerdung Gottes, die Menschlichkeit Gottes. Sie orientieren sich an dem Stern, der sie dort hinführt, wo uns Gott als Mensch begegnet. Schutzlos, ausgeliefert, zerbrechlich, verletzlich, arm, verfolgt. Diese drei Sterndeuter sind – wie ich finde – unglaublich. Sie haben eine klare Orientierung, ja, den Stern, das Licht eines Königs. Aber über den Weg zu ihrem Ziel wissen sie nichts. Sie haben den Mut, die innere Stärke, das Selbstvertrauen zum Aufbruch, zum Wagnis, und das Vertrauen, dass sie wohlbehalten ankommen werden. Ein bisschen so wie diese drei mutigen Suchenden möchte ich uns als Diakonie in dieser Epiphantiaszeit sehen.

Was ist unsere Orientierung? Wen finden wir dort, wo der Stern anhält? Wo begegnet uns Gott heute als Mensch? Wie kann die Diakonie dazu beitragen, dass die Menschlichkeit Gottes für Menschen erfahrbar wird?

Die Reformatoren haben Christus neu entdeckt als die personifizierte Liebe Gottes. In seiner Schrift von der „Freiheit eines Christenmenschen“ schreibt Luther: „Ein Christenmensch ist ein freier Herr über alle Dinge und niemandem untertan. Ein Christenmensch ist ein dienstbarer Knecht aller Dinge und jedermann untertan.“ Freiheit nicht als Freiheit von etwas, sondern als Freiheit zu etwas, nämlich zu verantwortungsvollem Handeln für den Nächsten neu zu buchstabieren, ist sicher ein Verdienst der Reformation. In diesem Verständnis sind die Liebe zu Gott und die Liebe zum Nächsten untrennbar miteinander verbunden. Deswegen kann Luther in

der „Freiheit eines Christenmenschen“ schreiben: „Sieh, so fließt aus dem Glauben die Liebe und die Lust zu Gott und aus der Liebe ein freies, williges, fröhliches Leben, dem Nächsten umsonst zu dienen“. „Dem Nächsten zu dienen“ ist sozusagen der diakonische Grundimpuls, der orientierende Stern unseres Handelns.

In einem Gutachten für die politische Neuaufstellung der Armenfürsorge sagt Luther: „Es gibt keinen christlichen Gottesdienst als die christliche Liebe, die den Bedürftigen hilft und ihnen dient.“ Wir erleben jeden Tag in vielen diakonischen Diensten und Einrichtungen auf vielfältige Weise praktische Umsetzungen, innovative Weiterentwicklungen und Neuinterpretationen dieses Satzes. Ich bin sicher, dass dies auch hier bei Ihnen in Lüneburg der Fall ist. Ihre Arbeit ist Tag für Tag ein lebendiger Kommentar zu der Leitidee: „Dem Nächsten zu dienen“.

Mit der gleichen Leitidee, mit der gleichen Art und Weise die Sterne zu deuten und sich an dem einen Stern über Bethlehem zu orientieren, sind die evangelischen Kirchengemeinden unterwegs. Sie sind sozusagen „geborene“ Partnerinnen der Diakonie. Kirchengemeindliches Engagement, evangelische Einrichtungen, diakonische Dienste und kirchliche Werke am Ort gehören zusammen. Das Konzept der gemeinwesenorientierten Diakonie hat Zukunft. Verfasste Kirche und organisierte Diakonie gemeinsam haben ein großes Potenzial zur Gestaltung von Sozialräumen und sie haben auch in der sozialpolitischen Auseinandersetzung Gewicht.

Die Sozialraumorientierung hat uns im Rahmen des Schwerpunktthemas der Diakonie Deutschland in den letzten drei Jahren sehr intensiv beschäftigt. Es lautete „Wir sind Nachbarn. Alle. Für mehr Verantwortung miteinander.“ Unter dem Motto „Wir sind Nachbarn. Alle“ erinnert die Diakonie Deutschland an die Verantwortung jedes und jeder Einzelnen für ein gelingendes Miteinander. Die Diakonie und die evangelischen Kirchen sind Teil der Nachbarschaft. Sie bringen sich initiativ und aktiv vor Ort, im Sozialraum, ein. Denn Diakonie bedeutet: „Dem Nächsten zu dienen“ – um noch einmal an Luther zu erinnern. „Wer ist denn mein Nächster?“ wird Jesus – so berichtet der Evangelist Lukas – gefragt. Wer ist mein Nächster? Das entscheidet sich in jeder Begegnung neu. Zu meinem Nächsten wird der- oder diejenige, von dessen Schicksal, von deren Not ich mich anrühren lasse. Das kann meine kranke Nachbarin genauso sein, wie die syrische Flüchtlingsfrau, die in einem kleinen Zelt in Idomeni verzweifelt auf die Weiterreise nach Deutschland wartet. Nachbarschaft ist natürlich zuerst einmal der Nahraum, in dem wir aufwachsen, leben und arbeiten. In evangelischer Perspektive kann diese Nachbarschaft aber nie als ausgrenzendes Bollwerk oder als Vor-Ort-Idyll gestaltet werden. Mein Nächster ist nicht nur derjenige, der mir räumlich nah ist, sondern gerade derjenige, für dessen Schicksal ich auch in der Ferne Verantwortung trage. In dieser solidarischen und Grenzen überschreitenden Perspektive sind wir in Europa Nachbarn und tragen miteinander und für einander Verantwortung. In dieser Perspektive sind wir aber auch global Nachbarn und können uns nicht gegen die weltweite Not und das Leid in einer „Festung Europa“ abschotten.

Unsere Nächsten sind auch in unserer Gesellschaft vielfältiger geworden. Deutschland ist ein Einwanderungsland. Die zunehmende Vielfalt verändert die deutsche Gesellschaft. Ein Migrationshintergrund der Klient*innen, der Patient*innen sowie der Zielgruppen der kirchlichen und der sozialen Arbeit gehört zunehmend zum Alltag kirchlicher und diakonischer Dienste, Organisationen und Bildungseinrichtungen. Mit dieser Vielfalt befasst sich das Schwerpunktthema der Diakonie in den kommenden drei Jahren: „Kennen.Lernen. Eine Initiative für Vielfalt und Begegnung“, lautet das Motto. Für den Zusammenhalt in der deutschen Gesellschaft ist die interkulturelle und interreligiöse Verständigung von großer Bedeutung. Für Kirche und Diakonie ist sie einerseits eine Herausforderung, andererseits bringen wir aber auch viel mit, um diesen Prozess positiv mitzugestalten.

Es ist nötig, Grundsätze und Konzepte der Arbeit den interkulturellen Anforderungen entsprechend anzupassen. Denn es ist erwiesen, dass die Bedarfslagen von Menschen mit Migrationshintergrund in mancher Hinsicht besonders sind – so sind sie etwa überdurchschnittlich stark armutsgefährdet und haben unterdurchschnittlich teil an bestimmten Versorgungsleistungen, wie etwa Beratungen oder Rehabilitationsmaßnahmen. Um Teilhabe zu sichern ist daher notwendig, die Zugänge zu diakonischen Hilfeangeboten kritisch zu prüfen und wenn nötig zu erweitern. Wie erfahren Menschen mit Zuwanderungsgeschichte, die sich im deutschen Sozial- und Gesundheitssystem noch nicht so gut auskennen, von diakonischen Unterstützungsangeboten?

Es gilt auch, den kirchlichen gesellschaftlichen Gestaltungswillen stark zu machen und Vielfalt auch in unseren eigenen Diensten und Einrichtungen zu leben. Evangelischen Einrichtungen kommt eine wichtige Bedeutung zu: Als Orte des „achtungsvollen Umgangs“, als Beispiele für ein respektvolles, gleichberechtigtes Miteinander in einer Gesellschaft der Vielfalt. Vorurteile und Ressentiments gegen Fremde, Abwertung und Diskriminierung reichen bis in die sogenannte Mitte der Gesellschaft. Auch in Kirche und Diakonie. Es ist Aufgabe von Kirche und Diakonie, Diskriminierung, Rassismus und anderen Formen gruppenbezogener Menschenfeindlichkeit entgegenzutreten und sich für eine sozial gerechte, vielfältige und partizipative Gesellschaft einzusetzen.

Sozialraumorientierung bedeutet aus meiner Sicht, dass wir nah bei den Menschen sind, bei ihren alltäglichen Problemen, bei den Herausforderungen, die sie meistern müssen. Auch nah bei den Konflikten, die eine vielfältige Gesellschaft zweifelslos auch mit sich bringt. Sozialraumorientierung meint das Ausrichten von Diensten an räumlichen Strukturen, nicht an einzelnen Themen, sondern an der ganzen Vielfalt der Menschen in einer Region, an einem Ort. Die Sozialraumorientierung ist in der Diakonie nicht neu. Früher hießen die Konzepte Gemeinwesendiakonie und Gemeinwesenarbeit. Nichtsdestotrotz ist in der sozialräumlichen Ausrichtung in der Diakonie qualitativ und quantitativ oft noch „Luft nach oben“.

Der demographische Wandel durch Migration und durch das Älter werden, die Digitalisierung und Automatisierung einer flexibilisierten Arbeitswelt, verbunden mit zunehmender Urbanisierung führen zu einem Wandel von Sozialsystemen. Informelle Soziale Netze sind genauso betroffen wie familiäre Netzwerke, Dorfgemeinschaften und Nachbarschaften. Die von Arbeitnehmern geforderte räumliche Flexibilität mit häufigen Ortswechseln kann zu Einsamkeit führen und wo sich Menschen nicht kennen, können auch keine „sorgenden Gemeinschaften“ entstehen, wie kürzlich im Altenbericht der Bundesregierung gefordert. Auch Bürgerschaftliches Engagement ist im Wandel, das klassische Ehrenamt wird abgelöst von projektbezogenem Engagement, bei dem Kennenlernen, Stadtteulfeste und gemeinsame Aktivitäten eine große Rolle spielen.

Gleichzeitig kann bundesweit eine Graswurzelbewegung für mehr Verantwortung miteinander beobachtet werden. Ich nenne es mal eine Renaissance der Nachbarschaft: Menschen gärtnern zusammen, entdecken Vorteile der sogenannten „Shareconomy“, indem sie sich mit Gebrauchsgegenständen aushelfen und ergänzen ihre familiären und freundschaftlichen Netzwerke um lokale Kontakte. Zahlreiche teils digitale Nachbarschaftsnetzwerke sind entstanden, so zum Beispiel auch nebenan.de, mit dem die Diakonie Deutschland dieses Jahr zum ersten Mal den Deutschen Nachbarschaftspreis verleiht.

Nachbarschaft darf nicht als Allheilmittel missverstanden werden. Sozialraumbudgets dürfen keine Sparkonzepte sein, spätestens wenn individuelle Rechtsansprüche gefährdet sind, ist die Grenze erreicht. Auch dürfen sensible Bereiche Sozialer Arbeit nicht auf Laien ohne entsprechende Qualifikation ausgelagert werden, gerade auch weil Nachbarschaftshilfe, die immer auch mit sozialer Kontrolle verbunden ist, schnell bedrohlich wirken kann. Auch wo sorgende Gemeinschaften entstehen, dürfen diese nicht ausgrenzend sein, vielmehr muss Inklusion verwirklicht werden.

Trotzdem, und davon bin ich überzeugt: Es ist richtig, dass die Diakonie Prinzipien der Sozialraumorientierung zu ihrer handlungsleitenden Maxime macht. Wir begegnen den Menschen dort, wo sie leben. „Wo begegnet uns Gott heute als Mensch?“, hatte ich zu Beginn gefragt. Doch sicherlich in den konkreten Menschen, die vor Ort, in ihren Lebenszusammenhängen unsere Hilfe, Begleitung und Unterstützung brauchen.

„Wie kann die Diakonie dazu beitragen, dass die Menschlichkeit Gottes für Menschen erfahrbar wird?“ Mit dieser zweiten Frage sind wir mitten in den Herausforderungen, die uns dort begegnen, wo uns der Stern hinführt. Wo können, wo müssen wir durch unsere politische und unsere soziale Arbeit, durch das Einbringen unserer Erfahrungen und unserer Kompetenz, etwas verändern?

Die Diakonie ist durch den gesellschaftlichen Wandel in unterschiedlichen Themenfeldern herausgefordert. Wir sind mit einer zunehmenden sozialen Spaltung in der Gesellschaft konfrontiert, die Armut nimmt zu. Wir müssen uns mit den Folgen des demografischen Wandels auseinandersetzen. Es beschäftigt uns die Zukunft der Erwerbsgesellschaft. Familienstrukturen verändern sich. Und wir alle waren in den letzten Jahren mit dem Thema Flucht, Migration und Integration befasst. Um nur einige Aspekte zu nennen. Die Glaubwürdigkeit und die Stärke unseres Wertesystems misst sich gerade daran, dass es den Schwächsten hilft und ihnen ein Recht auf Hilfe zusichert. Als Diakonie stehen wir für die Glaubwürdigkeit unseres christlichen Wertesystems ein. (Und erteilen allen eine Absage, die das christliche Abendland durch Ausgrenzung und Abschottung, durch Diskriminierung und Rassismus zu verteidigen meinen!)

Flucht, Integration

Verfolgung, Krieg und Armut zwingen so viele Menschen wie nie zuvor, ihre Heimat zu verlassen. Der Jahresbericht des Flüchtlingshilfswerkes der Vereinten Nationen (UNHCR) zeigt, dass weltweit 65,6 Millionen Menschen auf der Flucht sind. Das entspricht etwa der gesamten Einwohnerzahl Frankreichs oder Großbritanniens. Die meisten finden Zuflucht in ihren Nachbarländern und -regionen. Nur ein Bruchteil gelangt nach Europa und die Wege dorthin werden immer schwieriger und gefährlicher.

Diejenigen, die bei uns Zuflucht gefunden haben, brauchen unsere Unterstützung bei der Integration in unsere Gesellschaft. Unsere Gesellschaft verändert sich dabei. Wir verändern uns. Die Herausforderungen, die das mit sich bringt, will ich nicht klein reden. Ohne den politischen Willen, ohne Investitionen in den sozialen Zusammenhalt wird Integration nicht gelingen. Aber ist dies nicht auch ein unglaublicher Reichtum an Vielfalt: sprachlich, kulturell und religiös? Die Vielfalt der Menschen und ihre Fähigkeit friedlich miteinander zu leben und zu kooperieren, macht unseren Reichtum aus. Davon bin ich überzeugt. Bei der Gestaltung der Integration dürfen wir nicht zulassen, dass Flüchtlinge und Menschen, die hierzulande bereits auf Unterstützung, Hilfe und Begleitung angewiesen sind, gegeneinander ausgespielt werden. Das nützt am Ende nur dem rechten politischen Rand, den Populisten der AfD und ähnlich gelagerter Parteien in anderen europäischen Ländern. Die Diakonie ist natürlich parteipolitisch neutral, aber, meine Damen und Herren, gegen Rassismus, gegen fremdenfeindliche Hetze und Gewalt haben wir klar und eindeutig Position zu beziehen. Und das tun wir.

Armut

Immer mehr Menschen, vor allem Kinder und Jugendliche, sind in Deutschland von Armut bedroht oder leben unterhalb der Armutsschwelle. Die Datenlage und Detailkenntnis über die Armutssituation in Deutschland sind erdrückend. Aber politische Kurskorrekturen werden nur zögerlich vorgenommen. Wir brauchen besonders zielgerichtete Konzepte, um Kindern und Jugendlichen zu helfen.

Die Diakonie tritt für die unaufgebbare Würde jedes einzelnen Menschen ein, gerade auch für Menschen in prekären Lebenslagen. Kinder, die im Abseits stehen, beim schulischen Mittagessen und pädagogischen Freizeitangeboten zuschauen müssen und denen Schulmaterialien fehlen; Kranke, die ihre gesundheitliche Versorgung nicht finanzieren können; Familien, die sich eine Waschmaschine und ein Kinderfahrrad nicht leisten können – es ist noch vieles zu tun, damit soziale Ausgrenzung ein Ende hat und alle eine Chance bekommen.

Nahezu alle diakonischen Dienste und Einrichtungen sind mit dem Thema Armut konfrontiert:

- Armut begegnet uns in der Kindertageseinrichtung, wenn ein Kind zum Winterspaziergang im Wald mit dünnen Turnschuhen erscheint, weil es das einzige Paar Schuhe ist, das es besitzt.
- Armut begegnet uns, wenn der arbeitslose Familienvater in der Lebensmittelausgabestelle erscheint, weil er das dort eingesparte Geld dringend für die anderen alltäglichen Bedürfnisse seiner Familie braucht.
- Armut begegnet uns, wenn in Einrichtungen der Jugendberufshilfe, gegen die Perspektive „Ich mach später mal Hartz IV“ gearbeitet werden muss.
- Armut begegnet uns, wenn Menschen mit chronischen Krankheiten aus finanziellen Gründen nicht medikamentös behandelt werden.
- Armut begegnet uns bei älteren Menschen in Altenhilfeeinrichtungen, wenn der Friseurbesuch zum unerschwinglichen Luxus wird.

Arbeit

Ein Schlüssel zur Armutsprävention ist eine aktive Arbeitsmarktpolitik. Der Schaffung von Arbeitsplätzen und der Integration von Erwerbslosen in den Arbeitsmarkt kommt hohe Bedeutung zu. Trotz guter Arbeitsmarktzahlen, ist die Zahl langzeitarbeitsloser Menschen mit geringen Aussichten auf dem 1. Arbeitsmarkt kaum zurückgegangen. Hinzu kommt der Niedriglohnbereich und Menschen, die von ihrer Arbeit nicht leben können. Wir setzen uns weiterhin für öffentlich geförderte, sozialversicherungspflichtige Beschäftigung ein und hoffen, dass die nächste Bundesregierung ein entsprechendes Programm auf den Weg bringt.

Alter

Die Herausforderung, die der demografische Wandel an uns stellt, ist immens. Die Zahlen sind hinlänglich bekannt. Die Tatsache, dass wir alle glücklicherweise immer älter werden hat Auswirkungen auf die Nachfrage nach sozialen Leistungen und auf die Angebote der Diakonie, auf unsere Beratungs- und Betreuungsangebote, auf unsere Arbeit in den Stadtteilen. Der demographische Wandel erfordert, intensiv über die Finanzierungsmechanismen in unserer Gesellschaft nachzudenken, die Verteilungsfrage neu zu stellen. Wir brauchen mehr Menschen in den Pflegeberufen. Wir müssen über unser Bild vom Alter neu nachdenken und uns auch der Chancen des Alters und einer älter werdenden Gesellschaft bewusst werden.

Familie

Die Diakonie ist stark in der Begleitung von Familien, Eltern, Kindern und Jugendlichen, egal in welchen familiären Strukturen sie leben. Wir wissen, dass immer mehr Kinder und Jugendliche in Deutschland nicht ausreichend materiell gesichert leben. Und auch ohne direkte materielle Armut verfügen viele Heranwachsende nicht über genügend Entwicklungs- und Gestaltungsmöglichkeiten. Armut von Kindern und Jugendlichen hat viele Gesichter. Es mangelt an guter Schulbildung, an Ausbildungsmöglichkeiten und ausreichender sozialer Unterstützung. Fehlende Bildung programmiert zukünftige ‚Armutskarrieren‘ und Potenziale junger Menschen liegen brach. Die Bedeutung der Kinder- und Jugendhilfe nimmt zu und darf auf keinen Fall kaputt gespart werden.

Wir könnten die Problembeschreibungen fortsetzen. Die Diakonie setzt sich im Sinne der vorrangigen Option für die Armen und Schwachen für die verantwortliche Gestaltung eines solidarischen und gerechten Gemeinwesens mit guten Lebensbedingungen für alle ein. Das tun Sie hier in Lüneburg. Und das geschieht in den knapp 30 000 Diensten und Einrichtungen der Diakonie. Allerdings braucht es dazu auch entsprechende finanzielle Rahmenbedingungen. Lassen Sie mich daher noch ein Wort zu den ökonomischen Bedingungen der sozialen Arbeit und damit auch der diakonischen Arbeit sagen. Wir sprechen häufig von einer Ökonomisierung der sozialen Arbeit, gelegentlich auch von einer Kommerzialisierung.

Im positiven Sinne kann ökonomisches und unternehmerisches Denken in diakonischen Einrichtungen dazu führen, dass die Leistungen möglichst wirtschaftlich erbracht werden, dass mit Ressourcen effizient umgegangen wird, dass Qualitätsstandards entwickelt und auch überprüft werden. Ökonomisch Denken heißt ja im Prinzip mit dem Phänomen der Knappheit umzugehen. Die Erfahrung der Knappheit von Zeit, von Kompetenzen, von anderen Ressourcen, führt häufig zu Innovationen. Und das ist gut, denn wir wollen innovativ sein.

Im negativen Sinne meint „Ökonomisierung des Sozialen“: Die Logik der Ökonomie, Wettbewerb und Marktorientierung werden einfach, unkritisch auf andere Lebensbereiche übertragen. In der diakonischen Arbeit wird aus der persönlichen Zuwendung, aus der ursprünglichen Hilfebeziehung eine ökonomische Tauschbeziehung. Hilfe bekommt einen Warencharakter und wird nur noch dort geleistet, wo sie wirtschaftlich geleistet werden kann, wo die Refinanzierung gesichert ist, wo das wirtschaftliche Interesse des sozialen Dienstleisters gewahrt bleibt. Die Option für die Armen, die für uns in der Diakonie so zentral ist, gerät mit diesem Denken häufig in Konflikt. Ich glaube, das spüren wir in der Arbeit der Diakonie heute an sehr vielen Stellen.

Ich denke, wir können uns selbstbewusst dem Wettbewerb stellen, wir müssen es. Aber die Wettbewerbsbedingungen müssen fair gestaltet werden. Die Diakonie wehrt sich gegen solche Reglementierungen und Budgetierungen, die einen vernünftigen und verantwortungsvollen Wettbewerb gerade nicht ermöglichen. Wir wollen einen Qualitätswettbewerb führen, nicht einen Wettbewerb um das billigste Angebot.

Aber wir müssen uns auch politisch engagieren. Wir wollen die Politik an die grundgesetzliche Verpflichtung des Sozialstaates, auch an die notwendigen Finanzmittel, erinnern. Wir wollen in diesem Sozialstaat nicht nur Dienstleister des Staates sein, sondern den Sozialstaat, das Gemeinwesen in unserem eigenen Auftrag, im Auftrag des Evangeliums verantwortlich mitgestalten.

Mitgestalten – Mitgestalten geht natürlich nicht ohne Mitgestalterinnen und Mitgestalter. Die drei Sterndeuter hatten Mut, Selbstvertrauen, offensichtlich auch einige Kompetenzen was das Sterne deuten und das Reisen angeht, um sich auf den Weg zu machen. Die Diakonie hat das alles auch. Das wichtigste Pfund der Diakonie sind die Menschen, die in unseren Werken arbeiten und die uns in unserem Umfeld unterstützen. Ohne fachkompetente und motivierte, zupackende und ideenreiche Mitarbeitende ist diakonische Arbeit nicht möglich. Das ist ganz entscheidend. Hinzu kommt das Engagement von Ehrenamtlichen, das für die Diakonie unverzichtbar ist. Das freiwillige Engagement von Bürgerinnen und Bürgern ist ein lebendiger Beitrag zur Gestaltung einer demokratischen, gerechten und partizipativen Gesellschaft. Es ist gut für die Menschen, um die wir uns kümmern, es ist gut für die Diakonie und es ist gut für unsere Gesellschaft, wenn die diakonischen Dienste und Einrichtungen Möglichkeiten für freiwilliges Engagement schaffen. Nicht als Lückenbüßer, sondern als kompetente Mitgestalter des Sozialen.

Und ein diakonisches Werk braucht Partner in der Kirche, in der Politik, in der Verwaltung, bei den anderen Verbänden der Freien Wohlfahrt, in der Zivilgesellschaft. Sich „auf den Weg machen“ ist das eine, „sich gemeinsam auf den Weg machen“ ist das Bessere. Wenn wir uns für die Zukunftsfähigkeit unseres sozialen Miteinanders einsetzen, sind Bündnisse gefragt. Es geht um viel, um eine nachhaltige, generationengerechte und sozial gerechte Gestaltung unseres Gemeinwesens. Für die zukünftigen Handlungsspielräume der diakonischen Arbeit und für die Durchsetzungsfähigkeit der Diakonie ist es wichtig, dass sie Partner an ihrer Seite weiß.

Liebe Gäste, wissen Sie was die Namen Caspar, Melchior und Baltasar bedeuten? Eigentlich sind diese drei Namen für uns Programm. Ich hätte mich in meinem Vortrag heute auch auf diese drei Namen beschränken können.

Melchior bedeutet „königliches Licht“, das Licht eines Sterns, der uns zu dem führt, der von sich sagt: „Ich bin das Licht der Welt“. In seinem Auftrag sind wir Diakonie, in seinem Auftrag ist Diakonie tätige Nächstenliebe.

Caspar bedeutet übersetzt: „der Schatzmeister“. Das können wir ganz irdisch und ganz wörtlich nehmen. Wir hüten und entwickeln die uns anvertrauten Ressourcen. Unsere finanziellen Mittel, aber auch die vielfältigen Kompetenzen der Menschen, die mit uns und für uns arbeiten. Und wir befähigen Menschen, ihre eigenen Schätze zu heben und sie für ein gutes Leben nutzbar zu machen.

Und schließlich Baltasar. Dieser Name bedeutet „Schütze mein Leben“. Wir sind unter Gottes Schutz auf dem Weg und tun unsere Arbeit unter seinem Segen. In diesem Vertrauen können wir aufbrechen, innovativ sein, etwas wagen und uns neu ausrichten.

Das wünsche ich Ihnen, liebe Gäste, dass Sie mit Gottes Segen in das kommende Jahr gehen. Die Diakonie Deutschland, und sicherlich auch Kirche und Diakonie hier in Lüneburg wollen Ihnen dabei gute Begleiter sein.

Ich danke für Ihre Aufmerksamkeit.